

Gemeindeökumene im Geflecht der Sozialstrukturen*

In memoriam Eva Grote-Milich

VON HEINER GROTE

Nicht wenige Christenmenschen – welcher Herkunft und Heimat auch immer – sind seit zehn, zwanzig, dreißig Jahren einbezogen in Vorgänge und Geschehnisse, die es für sie bis dahin kaum gegeben hat. Sie sind einbezogen und hineingezogen in Vorgänge und Geschehnisse, die wir unter dem Oberbegriff „Ökumene“ zusammenzufassen uns angewöhnt haben – ein Wort, dessen Chiffrenhaftigkeit sich darin erweist, daß es den meisten der vor Ort Beteiligten oder Betroffenen noch immer schwer von der Zunge geht. „Ökumene“ ist also ein Fremdwort geblieben, und zwar ein Fremdwort für noch ebensowenig vertraute Vorgänge und Geschehnisse. Der Mann auf der Straße und die Leute in der Gemeinde haben „Ökumene“ offenkundig noch nicht einordnen können in das Gesamt ihrer Erlebnisse und Erfahrungen, ihrer Widerfahrnisse und Handlungen, weder gefühls- noch verstandesmäßig, was beides gut wäre und jedes für sich schon ausreichend.

Um anzudeuten, worum es im Folgenden gehen soll, könnte man mit einem Hauch von Ironie auch sagen: Die runde christliche Ökumene und das kantige menschliche Miteinander. Oder wer das Latein liebt, freut sich vielleicht über eine Wendung wie: *Circulus oecumenicus et Quadratura socialis*. Eine solche Formel läßt dann auch schon etwas von einer inzwischen aufgekommenen Stimmung anklingen und reizt ob ihres Hintersinns zu weiterem Nachdenken. Jedenfalls steht heute fest, daß mit Ökumene sich nicht nur etwas „bewegt“; vielmehr „bezieht“ sich diese ziemlich junge Erscheinung auch auf mancherlei ältere oder gar ganz alte Erscheinungen des menschlichen Miteinanders. Es gilt also die gesellschaftlichen Auswirkungen und Wechselwirkungen besser in den Blick zu bekommen.

* Die nachfolgenden Ausführungen wurden – in vorläufiger Gestalt – schon verschiedentlich als Referat vorgetragen, zuerst auf der Regionaltagung der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in Loccum am 9. Februar 1976. Die Diskussion, die sich jeweils anschloß, erbrachte vielerlei Anregungen und Hilfen für die weitere Abklärung. Deshalb sei hier allen, die mitdebattiert haben, aufrichtig gedankt. Auch danke ich Dr. Günter Kehrner und Dr. Helmut Fischer für kritisches Mitdenken und ergänzende Informationen.

Der *Denkweg* ist, wie gesagt, nur einer von zweien oder mehreren möglichen Wegen. Doch da wir ohnehin nicht mehr in den Auen ökumenischer Naivität wandeln, wo das Gefühlte und Gespürte noch ein hinreichender Wegweiser war, müssen wir nun irgendwie anders weiterkommen. Neue Naivität aber (die Sozialgeschichte bezeugt es) läßt sich nur auf frischangelegten Trampelpfaden und Schotterstraßen des Denkens und Handelns erreichen. Auf einem solchen Pfad wollen wir ein paar Schritte wagen; mehr als einige Hinweise und Anregungen – bezogen allein auf die Bundesrepublik Deutschland, die jüngste Vergangenheit und die nächste Zukunft – kann das heute kaum erbringen. Es wird vieles zu ergänzen und zu berichtigen geben. Die Aufgabe aber ist bekannt und lautet, einige Begriffe durchzuberaten, mit denen sich die Einzelheiten, Grundzüge und Hauptmerkmale der Gemeindeökumene, ihre Möglichkeiten und Grenzen, besser erfassen und verstehen lassen. Gleich abgewehrt freilich sei jede Vermutung oder Erwartung, daß verbindliche christliche Gemeinschaft durch begriffliche Einmütigkeit bewirkt werden könne. Ist und bleibt doch auch die Soziologie, von der man vieles lernen kann (und die für die folgenden Überlegungen mehrfach zu Rate gezogen worden ist), eine Wissenschaft der Konfessionswirren.

*

These I: „Ökumene“ ist ein seinem Gehalt nach außerordentlich wertgeladener Begriff.

Das Fremdwort „Ökumene“ ist umgeben von einer Aura, wie sie fast nur noch dem Worte „Frieden“ eigen ist. Wer ist schon gegen den Frieden?! Aber eine Aura kann auch ruhiges Denken blockieren. Zumindest muß man der stillschweigenden Wertgeladenheit gewahr werden. Man braucht „Ökumene“ gewiß nicht herunterzuziehen, aber man sollte ihr das hölzerne Podest nehmen, auf dem sie steht, ein Podest, an dem die „Spitzen-Ökumene“ – sicher ungewollt, aber doch nachhaltig – mitgezimmert hat. Auf Dauer wird sich Ökumene jedenfalls nur ereignen, wenn sie sich im schlichten Alltag ereignet und dort, wo es ein volles Miteinander der Menschen gibt bzw. geben könnte.

These II: „Ökumene“ ist ein seinem Sinn nach außerordentlich weiter Begriff.

Es empfiehlt sich, „Ökumene“ denkbar weit zu fassen und sie als Oberbegriff zu verwenden für alles, was zwischen christlichen Kirchen, Bekenntnissen und Gemeinschaften geschieht, für alles, was interkonfessionell und interekklesial gedacht, gefühlt, gewollt, gesagt und getan wird. Ein so weitgefaßter Begriff braucht aber, wenn er noch greifen soll, neben einer Bestimmung des Werkens immer auch eine Überprüfung am Wirken. Und so sei ergänzend vorgeschlagen, Ökumene dort am Werke zu sehen, wo sie christlich wirkt, wo sich also Nicht- und Undchristen als angesprochen erfahren vom Geist und Wirken Jesu Christi, wo Sonder- und Sektenchristen offen werden und wieder Zugang finden zu Mit-

christen und wo Kirchen- und Gemeindeglieder christlicher glauben und leben können. Eine solche Begriffsbestimmung hat auch den Vorteil, daß wir Gedanken wie „christliche Einheit“ oder „Una Sancta“, die häufig mitgedacht werden im Ökumene-Begriff, die aber heute kaum noch weiterhelfen, beiseite lassen können. Der begrifflichen Klarheit halber sollte man auch nicht von einer Ökumene der Religionen sprechen. Für Verhältnisse und Beziehungen zu anderen Religionen eignen sich andere Begriffe besser, etwa das Wort Dialog.

These III: Um „Ökumene“ konkret zu erfassen, ist der jeweils mitgedachte Sozialbereich bewußt zu machen.

Die Sozialwissenschaften unterscheiden heute in beachtlicher Übereinstimmung einen Nah-, einen Mittel- und einen Fernbereich, von welch letzterem dann oft noch ein Weltbereich abgehoben wird. Die ersten drei Bereiche sind jene, die von allen oder doch fast allen Gliedern einer modernen Gesamtgesellschaft irgendwie erfahren werden. Äußerlich gesehen, handelt es sich hier um räumlich-territoriale Einteilungen. Doch erschöpft sich darin noch nicht die Unterscheidung. Das geht auch aus all den Faustregeln zur Bestimmung hervor, von denen die folgende für unsere Verhältnisse am einprägsamsten erscheint: Nahbereich = sprechen, Mittelbereich = schreiben, Fernbereich = fernsehen. Diese Faustregeln, die nicht absolut gelten sollen, sondern nur Verstehenshilfen sind, zeigen recht eindrücklich an, daß wir Menschen jeweils in ganz anderer Weise gefordert sind, daß wir uns jeweils in anderer Weise geben, daß sich Gesellschaft und menschliches Miteinander jeweils anders ereignen, daß die Kommunikation jeweils andere Akzente trägt. Das schafft aber auch, wie später noch zu zeigen sein wird, für jeden Sozialbereich gewisse Eigengesetzlichkeiten und unabdingbare Eigenrechte, die zwischen „Nah“, „Mittel“, „Fern“ und „Welt“ zu Spannungen führen können und als solche Spannungen durchgehalten sein wollen.

These IV: Der menschliche Nahbereich unterliegt bei uns weithin einem Wandel vom „Üblicherweise-Zugeteilten“ zum „Neuerdings-Erfolgten“.*

* Die hier verwendeten Ausdrücke „üblicherweise-zugeteilt“ und „neuerdings-erfolgt“ sollen an die Stelle treten von zweierlei sonst üblichen Unterscheidungen. a) In veralteter und mangelhafter Begrifflichkeit ist längere Zeit von einem Wandel vom „Naturhaften“ zum „Kulturhaften“ gesprochen worden. b) In neuerer und für bestimmte Untersuchungen durchaus zutreffender Begrifflichkeit wird zwischen „ascribed“ („zugeschrieben“) und „achieved“ („erworben“, „erlangt“) unterschieden. Gemeint ist hier, daß man einen „status“ (im Deutschen: „eine Position“) durch eigenes Tun erhält, also erwirbt, beispielsweise den Beruf, während Geschlecht, Nationalität, Konfession und anderes als zugeschrieben zu gelten haben, also ohne ein entsprechendes Tun dem Betreffenden zufallen. In These IV und VI aber geht es uns vorrangig darum, eine durchgängige gesellschaftliche Veränderung anzudeuten, was uns beim vorliegenden Thema nur mit den neugeschaffenen Ausdrücken möglich schien.

Gemeindeökumene meint Ökumene im Nahbereich. Was aber ist der Nahbereich? Es ist *der* Raum, in dem sich ein wirkliches Von-Angesicht-zu-Angesicht ereignet. Immer noch bildet weit überwiegend ein Dorf, ein Landstrich, eine Kleinstadt oder ein Wohnviertel den Nahbereich. In diesen Fällen lassen sich die Nahbereiche also auf Landkarten oder Stadtplänen abstecken, sind sie identisch mit Kleinst-Territorien und muten sie irgendwie gewachsen an. Diese „kontingenten“ Nahbereiche haben aber bei uns eine kulturell-technische Entwicklung zu verkräften, die sie nicht selten regelrecht kaputt macht. Schon zu Zeiten unserer Urgroßeltern, noch mehr aber heute formieren sich deshalb neuartige, sagen wir „inzidentelle“ Nahbereiche. Es ist eine altbekannte Tatsache, daß Menschen, nachdem sie irgendwo haben hinziehen müssen, entweder beziehungslos werden oder sich zu „etwas“ (bis dahin so nie Bewußtem) hingezogen fühlen, will sagen: einen „inzidentellen“ Nahbereich mitformieren. Jene Nahbereiche nun, die wir die „üblicherweise-zugeteilten“ nennen können, treten in Spannung zu den „neuerdings-erfolgten“ wie zu den anderen überkommenen Sozialstrukturen, von denen im folgenden die Rede sein wird. In Form einer Anmerkung sei hier nur noch darauf hingewiesen, daß die Wendung „Ökumene am Ort“ problematisch ist, weil nach amtlich-katholischem Verständnis mit „Ort“ zunächst und vor allem das Bistum – also ein Mittelbereich – gemeint ist, während die Umgangssprache unter „Ort“ die Ortschaft – also einen Nahbereich – versteht.

These V: Menschliches Miteinander ereignet sich in hohem Maße „strukturiert“.

Das Modewort „Struktur“ erhält für die Sozialwissenschaften seinen Sinn von der Tatsache her, daß sich von menschlichen Gemeinschaften, Teilgesellschaften, Gesamtgesellschaften, Kirchentümern und Staatswesen regelrechte Konstruktionszeichnungen und Baupläne anfertigen und nachzeichnen lassen. Das menschliche Miteinander, so vielgestaltig es sein mag, ereignet sich offenbar überwiegend strukturiert. Machtverhältnisse und Abhängigkeiten, Pressionen und Repressionen folgen bestimmten Regeln; jede Gruppe hat ihren Aufbau und ihre bestimmten Gesetze; das Geld, der moderne Nerv aller Dinge, wird genommen und gegeben auf jeweils ganz bestimmten Wegen; immer folgen Nachrichten und Informationen einem ganz bestimmten Fluß und Rückfluß; und jedes gesellschaftliche Gebilde verfügt über *Verlautbarungen* wie über *Verleisbarungen*. Insbesondere letzteres aber wird selten voll erkannt. Man erhebt die *Verlautbarungen* in Lehre, Liturgie, Kirchenordnung und Verwaltungsreglement, man vergleicht sie, und man stellt die – gewachsenen – Übereinstimmungen und die – vermindernten – Widersprüche fest. Die *Verleisbarungen* der verschiedenen Kirchen und Konfessionen aber überhört man, oder man ist doch ratlos, wie sie im semantischen Gesamt zu bewerten seien. Dabei machen die *Verleisbarungen* – will

sagen: das so Verinnerlichte, daß sich darüber nicht mehr zu reden lohnt, aber auch das Nur-angeblich-Selbstverständliche und das Tabuisierte (und deshalb nicht Ausgesprochene oder doch nur unter erheblicher Verletzung dessen, was sich „gehört“, Ausgesprochene) – immer annähernd die Hälfte aus. Das aber ist einer der Gründe dafür, daß wir selbst in einer so sehr vom Wandel gekennzeichneten Zeit wie der unseren oft genug Gelegenheit haben zu staunen, wie stabil gesellschaftliche Verhaltensweisen sind, und daß schon totgeglaubte Strukturen sich unerwartet neu beleben. Zudem sind Sozialkörper, wenn sie sich erst einmal herausgebildet haben, alle irgendwie ein kollektiver Versuch zu Leben auf Dauer, verbinden sie nicht nur eine Mehrzahl von Einzelmenschen, sondern streben sie auch danach, eine Mehrzahl einzelmenschlicher Lebensspannen aneinanderzufügen.

These VI: Die „Sozialstrukturen“ sind miteinander verflochten, gleichen „erkennbaren Strängen“ und prägen sich mehr oder weniger aufeinander ab.

Welche Sozialstrukturen finden wir im Nahbereich vor? Versuchen wir einige aufzuzählen. Da gibt es zunächst und am häufigsten die als Eltern-Kind- und Bruder-Schwester-Beziehung erlebte Familie und die als Entscheidung erlebte Ehe. Entgegen etlichen soziologischen Prognosen und Behauptungen besteht aber auch die „Großfamilie“. Sie mag – was der häufigste Fall ist – häuslich getrennt sein, aber sie funktioniert – neuerdings oder immer noch – in einer emotional-pragmatischen Zusammensetzung. Die Großmutter ist, wie es in einigen Untersuchungen heißt, eine „mobile“ geworden, und Onkel und Tanten werden zunehmend „adoptiert“, aber das grundlegende Phänomen Großfamilie ist keineswegs verschwunden – allenfalls haben sich einige, die chic und modern sein wollten, von den oben erwähnten Prognosen verleiten lassen, die Großfamilie zum Sperrmüll zu tun. Zu Besinnung und Verständigung verhilft vielleicht ein neuer Begriff, und so mag man nun von der „neuerdings-erfolgten“ oder der „inzidentellen“ Großfamilie sprechen. Jedenfalls ist Gemeindeökumene ohne die Sozialstruktur Großfamilie gar nicht richtig in den Blick zu bekommen. Es gibt Hunderte von Aufsätzen über die konfessionsverschiedene Ehe, daß aber die bundesdeutschen Großfamilien heute entweder mit Einsprengseln oder gar durch und durch konfessionsverschieden sind, harrt noch jeder näheren Erörterung. Doch zählen wir weiter auf: Auch die Nachbarschaft und die Gastwirtschaft alten Stils sind Sozialstrukturen. Eine (bis auf weiteres) entschwindende prägende Sozialstruktur ist die Einkaufschaft. Allerlei formelle und informelle Gruppen können wir als Sozialstrukturen bezeichnen, Fußball- und Schwimmvereine, berufsständische und lebensalterbezogene Verbände sowie Ortsgruppen von Organisationen wie Parteien, Gewerkschaften und Hilfswerken – mit dem neuen ökumenischen Angelpunkt karitativ-diakonischer Zusammenarbeit, an dem einiges

hängt. Auch alle Schulen, vom Kindergarten bis zur Universität, sollte man als Sozialstrukturen nicht unterschätzen, wenngleich das Strukturelle da spürbar den Charakter des Vorübergehenden trägt und von einer deutlichen zeitlichen Begrenzung gesprochen werden muß. Kaum überschätzt werden aber können die Sozialstrukturen Werkstatt, Betrieb, Fabrik und Verwaltungsbehörde. Und natürlich ist es nur Bescheidenheit, daß unsere Kirchengemeinden erst als letzte unter den Sozialstrukturen aufgeführt werden.

These VII: Es besteht in unserer Zeit nicht mehr die Möglichkeit, allen Strängen des Sozialgeflechts ein durchgängiges Merkmal „einzustiften“ oder „aufzuprägen“.

Um es auf eine plakative Formel zu bringen: Der Westfälische Friede ist im Jahre 1948 endgültig und unwiderruflich ausgelaufen. Die religiöse Flurbereinigung, das „*Cuius regio – eius religio*“, die säuberliche Scheidung in hie katholische und hie evangelische Territorien, gehört nach allem, was wir sagen können, der Vergangenheit an. Nahezu überall in Mitteleuropa, in den Niederlanden, in der Bundesrepublik, in der DDR und in der Schweiz, ist es zu Mischungsverhältnissen gekommen und ereignet sich in zunehmendem Maße ein Miteinander der Konfessionen. Oft geht es dabei auch nicht mehr um eine Zweizahl, sondern schon um eine Vielzahl der Konfessionen. Ob nun Zweizahl oder Vielzahl – die Möglichkeit, mit Hilfe der Religion, genauerhin: mit Hilfe *einer* Konfession, die Gesellschaft monochrom einzufärben, ist nicht mehr gegeben. Konfession und Religion sind also nicht mehr das allgemeine Erkennungszeichen und umfassendste Identitätsmerkmal aller Glieder der Gesellschaft. Versuche zu solch monochromer Einfärbung empfinden und erleben wir heute nicht nur als inhuman, sondern auch als – hier diene der angebliche spanische Katholizismus der letzten vier Jahrzehnte als Beispiel – als unchristlich oder – was uns von der DDR bis China mittels der Varianten des Marxismus-Leninismus-Stalinismus-Maoismus vorgeführt wird – als christentumsfeindlich. Eine Zwischenlösung von der Monochromität zur Vielfarbigkeit (oder aber Farblosigkeit, was man als Gefahr nicht übersehen sollte) war und ist die konfessionelle Versäulung, am markantesten ausgeprägt in den Niederlanden, aber auch in vielen anderen Ländern beobachtbar, nicht zuletzt in den Vereinigten Staaten. Die Versäulung, d. h. die nach Konfessionsfarben erfolgende Abgrenzung paralleler Sozialstrukturen vom jeweiligen Kirchenchor über je einen reformierten und einen katholischen Fußballverein bis hin zu den Verbänden reformierter und katholischer Zigarrenhersteller, ist noch längst nicht so veraltet und museal, als wie sie manchmal hingestellt wird. Man muß nur, was noch darzulegen sein wird, die Faktoren erkennen, welche die bisherigen Formen der Versäulung verändern oder auflösen.

These VIII: Die Kirchengemeinden sind wichtige und wertvolle „Knotenpunkte“ des Sozialgeflechts.

Wir stehen in der Bundesrepublik bis heute vor der Tatsache, daß in den Kirchengemeinden der Großkirchen – zumindest in ihren Karteien – alle Schichten und alle Zweige der Gesamt-Gesellschaft einigermaßen vertreten sind. Solche Gemeindeverhältnisse bewirken aber – zumindest potentiell – ein erstaunliches gesellschaftliches Miteinander. Und es ist dies eine volksskirchliche Gegebenheit, die man nicht nur soziologisch hochschätzen, sondern auch christlich würdigen sollte. Nicht zuletzt an diesen kirchlichen Verhältnissen dürfte es liegen, daß Klassen-spannungen bei uns bislang nie zementiert worden sind. Wir wissen, daß dies nicht überall der Fall ist und daß etwa in den Vereinigten Staaten etliche Denominationen einen Social-Status-Appeal tragen: d. h. in bestimmten Gesellschaftsschichten gehört man bestimmten Konfessionen an. Deshalb ist in Amerika Ökumenismus auch etwas anderes als bei uns, ist er unter anderem Antwort eines schlechten oder eines geweckten Gewissens auf religiös drapierte soziale Zergliederung. Wenn also in den Vereinigten Staaten und in der Bundesrepublik Nahbereiche wie Kirchengemeinden ökumenische Bewegung erleben oder in ökumenische Bewegung eingeführt werden, so ist das nicht ohne weiteres dasselbe. Man muß wissen, was da geschieht, und man muß schauen, daß bundesdeutscher Ökumenismus nicht – was denkbar und möglich wäre – zu sozialer Zergliederung führt.

These IX: Die Gemeindeökumene bedarf ausgewogener und voll bejahter „Abprägungen“ von anderen Sozialstrukturen her.

Katholischerseits gut gekannt, evangelischerseits manchmal ironisiert ist das Verständnis der Kirche und dann in einem abgeleiteten Sinne auch der Gemeinde als Mutter. Da hat sich, was schon in These VI angedeutet wurde, die Sozialstruktur Familie auf die Sozialstruktur Gemeinde abgeprägt – abgeprägt aber in einer recht einseitigen Weise. Die Einseitigkeit wird heute durchaus von vielen Christen gespürt. Katholiken wie Protestanten lösen das Problem nun oft in einem regressiven, d. h. kindischen und folglich nicht kindlichen Sinne, indem sie versuchen, das, was sie von der Mutter nicht bekommen, vom Vater, sprich: der anderen Konfession, zu erhalten. Deshalb ist es ganz wichtig, sich der Vater-Mutter-Vorstellungen in bezug auf Sozialgebilde bewußt zu werden. Hat es doch selten Gutes im Gefolge, wenn Vater und Mutter gegeneinander ausgespielt werden. Entweder sollte man die Vater-Mutter-Vorstellungen ganz beiseite lassen oder doch *das* tun, was nette Kinder mehr unbewußt als bewußt zu tun pflegen: sie bringen Vater und Mutter immer wieder miteinander ins Gespräch, sie veranlassen sie zur Kommunikation, sie beginnen schon früh, ein wenig mitzudenken, und sie empfinden familiär. Solcher Zweiseitigkeit der Vater-Mutter-Vorstellung haftet aber immer noch etwas Unrealistisches an – nicht zuletzt dort, wo an *einem*

Ort Sozialgebilde von mehr als zwei Konfessionen vorhanden sind. Man kommt also nur weiter, wenn die Zweiseitigkeit zur Vollseitigkeit wird und wenn sich den Vater-Mutter-Vorstellungen die Bruder-Schwester-Kategorien innig verbinden. Das könnte beispielsweise zur Folge haben, daß man von einem Begriff wie „Pfarrfamilie“ um der Ökumene willen Abstand nimmt. Wo Christen sich zwar Brüder nennen, ihre Kirchen aber nicht oder nur unter heimlichem Wenn und Aber als Schwestern akzeptieren und als quasipersonale Größen würdigen, schwingt im Brudergruß unvermeidlich der Klang mit, bisherige familiäre Bande möchten sich als trügerisch erweisen. Wie aber in vielerlei Beziehung, so auch auf christlichem Boden ist die Gefahr der Entwurzelung groß. Und sie scheint sich hier nur dann bewältigen zu lassen, wenn die überkommenen Kirchen und Konfessionen als wertvolle Integrationssysteme voll erkannt und anerkannt sind. Was aber eine Not gebieterisch fordert, sollte die Liebe längst zu geben bereit sein: das uneingeschränkte Ja der Kirchen zueinander – wie immer das im einzelnen aussehen mag.

These X: Ökumenische Gruppen und Kreise stellen – sozialstrukturell gesehen – etwas völlig Neues dar.

Ganz unverhältnismäßig zur Wertgeladenheit (These I) und Weite (These II) des Begriffs Ökumene spielen ökumenische Gruppen und Kreise immer noch eine sehr geringe Rolle im kirchlichen Gesamt. Es sind Mischehenkreise, Hauskreise, karitativ-diakonische Kreise, Geselligkeitskreise von „Senioren“, Männern, Frauen oder Schülern, Bibelstudiumkreise und Kreise für christliches Glaubenswissen. Überwiegend sind sie informell und von daher in ihrem Bestand labil. Trotzdem haben sie einige Chancen, Innovatoren, Erneuerer, zu sein. Aber sie sind und bleiben bis auf weiteres – das Bild ist der Deutlichkeit halber übertrieben – wie Kornblumen im Getreidefeld. Wir wissen, daß Vereine, Verbände, Organisationen, „Werke“, Hilfseinrichtungen usw. ihrer Eigenart nach Nahbereich gestalten und zugleich über den Nahbereich hinaustendieren. Die Beobachter sind sich noch nicht einig, aber es kann sein, daß sich diese Sozialstrukturen eher und nachhaltiger reaktivieren werden als die überkommenen Kirchengemeinden – bedingt durch die eben erwähnte Tendenz über den Nahbereich hinaus. Alle konfessionellen Vereine und Organisationen erbrachten und erbringen eine zusätzliche „Einständung“ des einzelnen in die Sozialstruktur Gemeinde und Kirche, d. h. über seine Beheimatung in Gemeinde oder Pfarrei hinaus war und ist er durch den Verein oder die Organisation nochmals irgendwie mit der Kirche verbunden. Ja, es läßt sich sozialgeschichtlich nachweisen, daß die Vereine in dem Maße aufkamen, wie die unmittelbare Bindekraft der Sozialstruktur Gemeinde nachließ. Ökumenische Gruppen und Kreise nun beziehen sich ihrer Natur nach nicht auf etwas Vorhandenes, sondern auf etwas Zukünftiges oder zu Schaf-

fendes. Oft wird es ja geradezu ausgesprochen, daß ökumenische Gemeinschaft deshalb vonnöten sei, weil die unikonfessionellen Gemeinden nicht mehr hinreichend als Sozialstrukturen erfahren werden und weil neue Sozialstrukturen zu finden seien. Das heißt: man will von verlorenen Heimatn hin zu einer gemeinsam gefundenen neuen Heimat. Eine solche „Bewegung“ kann zutiefst biblisch und christlich sein, und man bräuchte, wenn der Gang der Dinge tatsächlich so wäre, keinerlei Angst vor ihr zu haben. Aber manchem, der sich schon aufgemacht hat, scheint das volle Bewußtsein der Umzugssituation zu fehlen und auch der Mut, die eigentlich noch unbekannte neue Heimat wirklich zu suchen.

These XI: Auf die Gesamt-Gesellschaft bezogen, überwiegt bei uns ganz eindeutig eine „Abschleif-Ökumene“.

Wenn wir in unserem Erfahrungsbereich auf die Sozialstrukturen und das, was mit ihnen geschieht, genau schauen, erkennen wir, daß die zahlreichen interkonfessionellen Gespräche und ökumenischen Kontakte nicht immer von einem Wehen des Geistes zeugen oder Folge wiedererwachten Gehorsams gegenüber Christi Gebot sind. Nicht selten erleben wir da einfach Aus- und Nebenwirkungen von Technik, Industrie und Geopolitik. Niemand kann übersehen, daß in den vergangenen Jahrzehnten alle konfessionellen Hochprofile erheblich abgeschliffen worden sind. Aber was wie eine reuevolle Zurücknahme übersteigter Eigenprofilierung, einer Profilierung um des Gegensatzes willen, aussieht, ist längst nicht nur gläubige Reue und christliche Buße, sondern zu guten Teilen von außerchristlichen und außerkirchlichen Ursachen veranlaßt. Wir müssen sagen: auch da hat sich der Normtechnizismus unserer Zeit und Welt nicht wenig ausgewirkt. Jene Ökumene, die Hänschen Meier und Lieschen Müller erleben und die sie als gut und richtig empfinden, ist eine Abschleif-Ökumene, ist eine Entwicklung, die – so sehr das überraschen mag – ähnlich dem japanischen Staatsschintoismus oder dem indischen Hinduismus darauf angelegt und aus ist, eine Vielheit religiöser und sozialer Einzelercheinungen aufzusaugen, sie in einen großen „pool“ einzubringen, in ein „Kartell“ auch, wenn man so will, und erst auf dieser Grundlage Tempel- und Produktdifferenzierungen, die dann wieder den „Markt“ beleben sollen, zu gestatten. Wenn also katholische Traditionalisten und protestantische Fundamentalisten den Ökumenismus als den Paganismus, als das Heidentum der neuesten Zeit bezeichnen, so kann sich selbst diese ihre höchst unfreundliche Sicht der Dinge mit ein paar Argumenten bewehren.

These XII: Die Abschleif-Ökumene vertieft die „Entpersönlichung“ unserer gesellschaftlichen Verhältnisse.

In konfessionell gemischten Ortschaften ist es noch vor zehn oder zwanzig Jahren so gewesen, daß es Kaufläden gab für Katholiken und Kaufläden für Protestanten. Wir haben soeben gesehen, daß der Wandel, wenn sich ein solcher

konstatieren läßt, keineswegs durch ökumenische Gesinntheit bewirkt worden ist, sondern durch wirtschaftliche, technische und politische Prozesse. Wir sind unterwiesen und werden ermahnt, dorthin zu gehen, wo die Waren am preiswertesten sind. Welcher kluge Haushalter täte das auch nicht!? Aber unter den heutigen Bedingungen sind Kaufläden und Kaufhäuser in hohem Maße zu Automaten geworden, in die man, wenn man eine bestimmte Ware zu erhalten wünscht, einen bestimmten Geldbetrag hineinzugeben hat, d.h. es erfolgt kaum noch eine personale Kommunikation, die einst fundamentale Sozialstruktur „Einkaufschaft“ (These VI) schwindet dahin. Wenn früher ein Protestant in einen katholischen Kaufladen ging, setzte er entweder ein Zeichen, oder er protestierte gegen Sozial-Zwänge. Jedenfalls tat sich da etwas, das im Nebeneffekt – ganz versteckt, aber doch nicht zu unterschätzen – intereklesial und interkonfessionell und immer auch irgendwie christlich war. Das aber gibt es nun nicht mehr. Die Abschleif-Ökumene füllt das Vakuum nur scheinbar aus oder deckt allenfalls ein soziales Minimum ab. Das konfessionelle Nebeneinander von früher aber war – bei aller selbstgezimmernten Höherwertigkeit hier wie dort – immer auch eine unterschwellige Anfrage an das eigene Kirche-Sein geblieben. Wir dürfen ja nicht aus dem einen Extrem ins andere verfallen und nun dem Hochmut huldigen, die konfessionelle Getrenntheit der Vergangenheit wäre nur Sünde gewesen. Der Gegenwart aber kann man vielleicht mit ihren angeblichen eigenen (doch in Wirklichkeit längst nicht immer benutzten) Waffen beikommen. Das hieße dann, daß wir für Bild und Realität der „Konkurrenz“ wieder christlich-theologische Tiefe und Substanz gewinnen müßten. Und zwar so, daß wir sie nicht nur von marktwirtschaftlichen Regelmechanismen ableiten, sondern vor allem im sportlichen Wettkampf begründet sehen. Eine solche gründliche Konkurrenz verträgt sich nicht mit Kartellen und Syndikaten, bemüht sich aber ständig um Fairness. Dabei brauchen wir keine Puristen zu sein und können getrost auch sagen: Solche Konkurrenz erfolgt im Interesse der Kundschaft, auch um eines sich möglichst vergrößernden Kundenkreises willen – christlich gesprochen: zum besten der Verkündigung. Sie ist nicht auf bloße Verteilung der Waren aus, sondern tritt in eine effektive Wechselbeziehung zu den Empfängern der Güter ein, sie wird „Einkaufschaft“ in einem höchst geläuterten Sinne des Wortes. Sie aktualisiert sich nicht in marktbeherrschender Koexistenz, sondern in Proexistenz und lebt davon, daß ihr ein Siegespreis (1Kor 9,24; 2Tim 2,5; 2Tim 4,7–8) bleibend vor Augen steht.

These XIII: Um der Ökumene willen bedürfen gewisse Spannungen zwischen Nah-, Mittel-, Fern- und Weltbereich einer nüchternen Anerkennung.

Nicht selten haben – damit führen wir Gedanken der Thesen III und XI weiter – Ausdrücke und Wendungen der Ökumene jeweils ihre Vorläufer und Ent-

sprechungen im weltlichen Bereich. Ausdrücke wie „bilateral“ und „multilateral“ sind seit langem aus Regierungspolitik und Staatsdiplomatie bekannt. Dort auch läßt sich studieren, wie jede Seite die ihr aus mancherlei Gründen nahestehenden Länder und Regierungen auf dem laufenden hält, um weit ältere und nicht minder wichtige Bilateralitäten nicht zu desavouieren. Und wo von „Konvergenz“ die Rede ist, steht im Hintergrund eine Konvergenztheorie, die sich zur Vermittlung zwischen ideologischen Blöcken empfiehlt. Vorhandene konvergierende Momente seien zu nutzen, um mehr zu erlangen als nur Koexistenz. Gelegentlich behält sich die oberste Ebene, der Fern- oder Weltbereich, vor, über Zulässigkeit, Umfang und Tragweite der Konvergenzen allein zu befinden; Aktivitäten auf unterer Ebene, also im Mittel- oder Nahbereich, sind dann nicht erwünscht oder gar suspekt. Es genügt, diese Grundzüge in Erinnerung zu rufen, um zu beweisen: Kirchenleitungs-Ökumene ähnelt nicht selten der Staatsdiplomatie, wo die „zuständigen Instanzen“ mit friedlichen und vornehmen Mitteln verhindern, daß der Status quo sich in einem ungunstigen Sinne ändert, daß etwa Randgruppen die Grenze überschreiten oder gar verschieben. Gewisse Affinitäten der Randgruppen zum Nachbarland sollen unterfangen werden durch sichtbares, ja demonstratives Verhandeln der Regierungen miteinander, so daß womöglich Glieder der Randgruppen zu der Überzeugung gelangen, ihr Anliegen werde höherer Instanz voll gewahrt und nach besten Kräften verwirklicht. Doch das ist, von Aufgabe und Interessenlage des Fern- und Weltbereichs her gesehen, kaum möglich. Es werden immer gewisse Antagonismen zwischen Nah-, Mittel-, Fern- und Weltbereich bestehenbleiben. Wer diese Antagonismen leugnet, wer sie als Ungehorsam, Unglauben oder Destruktion hinstellt, handelt entweder unrealistisch oder nur im Interesse *des* Bereiches, in dem *er* das Sagen hat.

These XIV: Dauerhafte ökumenische Flora erwächst wesentlich auf dem Humusboden einer „Graswurzel-Ökumene“.

Wir stehen vor der Tatsache, daß nennenswerte gesellschaftliche Mehrheiten von überkommenen Profilen und Identitätsmerkmalen immer erst dann Abschied nimmt, wenn neue Profile sich bewährt haben und neue Identitätsmerkmale voll erprobt sind. Selbstverständlich gilt das auch und vor allem für den Nahbereich. In der Zwischenzeit braucht die Masse der Menschen nur kräftig Angst zu erleben – Angst, die ihr womöglich auch zielstrebig eingejagt wird –, um sie schnell wieder die immer noch nicht verloschene Wärme überkommener Sozialstrukturen aufsuchen zu lassen. Und wir dürfen nicht vergessen, daß die vielgeforderte Rückkehr zu den Ursprüngen, der Rückgriff auf die ältesten, reinsten Quellen von einer nennenswerten Volksmehrheit gar nicht nachvollzogen werden kann. Sozialkundlich läßt sich ferner in Analogie aufzeigen, daß das, was christlich geglaubt, was vernünftig und sachlich richtig ist, noch lange nicht die Chance

besitzt, soziale und im vorliegenden Fall kirchliche Realität zu werden. Auch muß man sich daran erinnern lassen, daß Sozialstrukturen in einem hohen Maße vom Gesetz des „do ut des“ bestimmt sind. Hier liegt die Chance der Unstrukturierten, der Vorläufigen, der Unfertigen und derer, die wirklich nur geben wollen. Man kann sie, da ihre Existenz eine basisnahe und eine sporadische ist, „Graswurzel-Ökumene“ nennen. Es geht um das christliche „Wirken“, von dem in These II die Rede war, es geht um die ökumenischen Gruppen und Kreise von These X und um die „Konkurrenzen“ von These XII (gegen Ende).

These XV: Graswurzel-Ökumene bedarf der Gemeinschaft im Herrenmahl; wer Ökumene will, darf *hier* nicht hindern.

Von *einer* Quelle und von *einer* Speise muß auch die Graswurzel-Ökumene leben, sprich: von Wort und Sakrament. Damit aber werden eucharistische Gastbereitschaft, Interkommunion, oder wie immer man es nennen mag, tatsächlich zum springenden Punkt. Vom katholischen Sakramentsverständnis her besteht katholischerseits ein hoher Respekt vor der Sozialrelevanz von Kommunion wie von Interkommunion. Man rechnet bei gemeinsamen Feiern des Herrenmahls mit ernsthaften Folgen für die katholische Kirche als Sozialstruktur und als Societas. Dem kann man beipflichten, aber unter Einschluß auch aller Sozialstrukturen evangelischen Kirchentums. Alles dies freilich unter einer Voraussetzung, von der noch viel zu wenig gesprochen worden ist: der Beziehung von Eucharistie wie Abendmahl zu einem der grundlegendsten Sozialvorgänge überhaupt, zu dem Miteinander-Essen-und-Trinken, zum Miteinander-Mahl-Halten, zum Brotbrechen, zum Die-Speise-Teilen. In etlichen bekanntgewordenen Fällen von Interkommunion wurde nun tatsächlich diese, wie man sagen darf, „Sozialtiefe“ wiederzugewinnen versucht, waren diese Interkommunionen alles andere als Show oder Demonstration. Wer diese Dimension sieht und das Bemühen achtet, die „Sozialtiefe“ wiederzugewinnen, kann alle Maßnahmen, die solche ernstgemeinte, im Lebensvollzug vorbereitete und tieferlebte Gemeinschaft im Herrenmahl zu verhindern sucht, nur bedauern. Werden doch hier nicht nur Interkommunionen verhindert, sondern auch das Streben erschwert, Eucharistie wie Abendmahl wieder voll zu ihrem Wesen gelangen zu lassen. Leider ist auch hier und noch in jüngster Zeit viel aneinander vorbeigeredet worden. So hat mancher nicht sehen wollen, daß die „Pastoraltheologische Handreichung zur Frage einer Teilnahme an Eucharistie- bzw. Abendmahlsfeiern der anderen Konfession“ der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche ein hilfreiches Wort für den *Nahbereich* sein wollte und daß das „Wort zur ökumenischen Zusammenarbeit“ von Erzbischof Johannes Joachim Degenhardt aus Kirchenraison und einem Denken an den *Fernbereich* heraus verfaßt war.

These XVI: Die „Nest-Ökumene“ ist, wenn sie gelebt werden kann und gelebt wird, eine der Haupthilfen für die Gemeindeökumene und den Konfessionsfrieden am Ort.

In Ehe und Familie wird die Konfessionsverschiedenheit am existentiellsten erlebt, erlitten und wegen der Größe der Aufgabe und dem Ausbleiben jeder Unterstützung nicht selten verdrängt. Warum wird immer nur von den Leiden und Nöten der konfessionsverschiedenen Ehe gesprochen? Warum konnte man noch kaum hören, daß Konfessionsverschiedenheit in der Ehe „erfreut“ (also nicht erlitten) worden sei. Wir wollen hier weder eine Antwort wagen noch erneut Klage erheben. Es sollen nur einmal die Sozialstrukturen Ehe und Familie in Beziehung gesetzt werden zu größeren Sozialstrukturen im Nah- und Mittelbereich. Bekanntlich haben die Verhältnisse in Irland (nicht nur in Nordirland) vielerlei Ursachen, so daß man nicht einfach von einem Konfessionskrieg sprechen kann. Aber es ist auch berechtigt, zu sagen: Den Deutschen hätten leicht einmal nordirische Zustände blühen können, wenn es in Deutschland nicht einen hohen Anteil an konfessionsverschiedenen Ehen geben würde. Die „kleine“ Sozialstruktur Ehe scheint hier also tödliche Konflikte in größeren Bereichen und Sozialstrukturen mit verhindern zu helfen. Dies zu übersehen, wäre sträflicher Leichtsinn, und gute Ansätze sich nicht entfalten zu lassen, wäre unchristlich. Es ermangelt noch jeden Beweises, daß Nest-Ökumene nur evangelische Gewinne erbringt. Einen Gewinn hätte aber wohl Reform als solche, wie überhaupt „Ökumene“ als wirklich in Bewegung gekommene Bewegung immer auf christliche Reform und gläubige Besinnung zielt. Auch mit der Nest-Ökumene ist die Gemeinschaft im Herrenmahl wieder angesprochen, und es dürfte überhaupt keinen Zweifel mehr dulden, daß konfessionsverschiedene Ehen einschließlich ihrer Familien und Großfamilien – wenn letztere schon einmal ein außerordentlicher Anlaß zusammengeführt hat – zu Abendmahl wie Eucharistie zuzulassen sind.

*

Der Leser sieht: Mit der Abfolge von sechzehn Thesen ist noch keine Lösung angeboten worden. Vielleicht ist aber eine Denkbelebung erfolgt. Auf eine von vielen offengebliebenen Fragen sei hier noch hingewiesen: Mit der in den Industrieländern gegebenen Mobilität sind Fern- und Weltbereich gleichsam immer wirklicher und bedeutsamer geworden. Durch diese Mobilität erhalten der Fern- und der Weltbereich – so oberflächlich sie erlebt werden mögen – einen weit höheren Stellenwert als früher. Kleingruppe und Fernbereich treten bei immer mehr Gelegenheiten in ein echtes Bedarfsverhältnis zueinander. Wie aber kann „Ökumene in der Nähe“ sozialreal Gestalt gewinnen als „Ökumene in der Weite“? Es kann sein, daß die gegenwärtige Bedarfslage von der weiteren technökonomischen Entwicklung wieder überholt wird, daß die Mobilität trotz der

rasanten Beschleunigung im Transportwesen wieder abnimmt, daß man Fuß und Fahrrad wieder entdecken wird (wieder wird entdecken müssen) und daß das Reisen nicht mehr in Luftsprüngen erfolgt, sondern für den normalen Sterblichen nur bei längerer Verweildauer noch sinnvoll und bezahlbar ist. Damit aber würde der jeweilige Fernbereich zu einem fernen Nahbereich. Klarheit zu gewinnen über die Gemeindeökumene, über die Ökumene im Nahbereich bleibt also weiterhin eine der vorrangigsten Aufgaben.

Südindische Kircheneinigungsgespräche

Versuch einer Bilanz

VON HUGALD GRAFE

Seit vielen Jahren ist es merkwürdig still geworden um die früher in Deutschland mit lebhafter Teilnahme begleiteten¹ Einigungsgespräche zwischen der Kirche von Südindien (CSI) und den fünf lutherischen Kirchen in ihrem Raum². Die Gründe dafür sind gewiß auf beiden Seiten zu suchen: hier bei uns im allgemeinen Erlahmen des Interesses am Leitbild der organischen Union und dort im Nachlassen des ursprünglichen Eifers in den Verhandlungen selbst. Die Ironie der Geschichte wollte es, daß gerade der krönende und verheißungsvolle Abschluß langjähriger zielstrebigter Arbeit, der Verfassungsentwurf für die vereinigte Kirche von 1969³, zum retardierenden Moment wurde. Die beteiligten Kirchen haben bis heute nicht die erwarteten Änderungsvorschläge oder zustimmenden Voten dafür vorgelegt. Noch bedeutsamer war als konkretes Ergebnis die Erklärung von Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft zwischen den meisten von ihnen aufgrund eines beachtlichen dogmatischen Konsensus. Aber auch dies hatte für den Fortgang der Dinge zunächst eher einen beruhigenden und einschläfernden Effekt.

Aufhorchen mußte man jedoch dann, als im vorigen Jahr die Vertreter wenigstens dreier lutherischer Kirchen zusammen mit denen der Kirche von Südindien in der 11. Sitzung der Zwischenkirchlichen Kommission sich auf den Vorschlag einigten, bei der Gründung der neuen „Church of Christ in South India“ (CCSI) in zwei Phasen vorzugehen⁴. In der ersten sollen nur die „Grundprinzipien“ des Unionsplans in Kraft treten, in der zweiten die gesamte Verfassung mit sämtlichen organisatorischen Konsequenzen. Das bedeutet in gewisser Weise einen Rückgriff auf ein Konzept, das elf Jahre vorher unter der Devise „alles oder